

2. Theoriekapitel Heteronormativität

2.1 Ideengeschichte

Vorläufer

Als eine der ersten Theoretisierungen von Heteronormativität gilt ein von der US-amerikanischen Feministin Adrienne Rich (1980) verfasstes Essay. Darin fordert sie, »Heterosexualität als machtvolle gesellschaftliche Instanz samt seinen Wechselwirkungen mit dem Patriarchat in den Blick zu nehmen und nicht als natürlich oder selbstverständlich vorauszusetzen. Rich analysiert bereits sowohl die Formen dieser Struktur, wie die gesellschaftliche Unsichtbarkeit queerer Personen (Rich 1980, S. 635), als auch die Folgen für die Marginalisierten, z. B. Abwertung als deviant und krankhaft (Rich 1980, S. 652). Ähnliche Überlegungen finden sich später auch bei der feministischen Theoretikerin Monique Wittig. Sie bezeichnet Heterosexualität als soziales System (Wittig 1992, S. 20). Darunter versteht sie, dass Heterosexualität der Gesellschaft als implizite Vorannahme bzw. unausgesprochene Regel zugrunde liegt und dass zahlreiche gesellschaftliche Aspekte – so z. B. die Sprache – von ihr durchwoben sind (Wittig 1992, S. 27).

Begriffsgeschichte

Der Begriff Heteronormativität findet sich zum ersten Mal bei dem Sozialtheoretiker Michael Warner. Sein Text speist sich aus Frustration mit aktivistischen und akademischen Diskursen, in denen Sexualität zwar teilweise als gesellschaftliches Machtgefüge anerkannt, aber mit Heterosexualität als Norm und Ausgangspunkt verhandelt wurde (Warner 2004, S. 8–10). Warner fordert eine Analyse der Institutionen, die diese Norm konstituieren und reproduzieren (Warner 2004, S. 11–13). Klappeier fasst die durch Warner eingeleitete Wende treffend zusammen:

»Es geht nun keineswegs mehr um Möglichkeiten oder Strategien der/zur ›Toleranz‹ oder auch ›Anerkennung‹ von LGBTIQs in einer weiterhin heteronormativ strukturierten Gesellschaft, sondern es werden jene Praktiken, Systeme, Institu-

tionen und Diskurse in den Blick genommen, welche (sexuelle und geschlechtliche) Devianz erst *produzieren* (oder historisch produziert haben), welche Heterosexualität und zweigeschlechtliche Normen einsetzen und derart bestimmte Existenzen und Lebensweisen privilegieren und fördern, während Diskriminierung und Gewalt gegen LGBTIQs legitimiert oder nur bedingt sanktioniert wird« (Klapeer 2015, S. 27–30 [HiO]).

Mit Warners Arbeit wird Heteronormativität zu einem erklärungsbedürftigen Phänomen gemacht; Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit werden ent-selbstverständlich und ent-naturalisiert und zu zentralen Strukturkategorien anstelle von individuellen Merkmalen gemacht. Mit der Analyse von Heteronormativität nach Warner ist zugleich ein politisches Moment verbunden es geht immer auch um eine »Destabilisierung, Kritik und Intervention in dieses Normalisierungsregime« (Klapeer 2015, S. 30).

2.2 Die Heterosexuelle Matrix

Begriffsbestimmung

Der* die Philosoph*in Judith Butler führt die ausgeführten Theoretisierungen unter dem Begriff ›heterosexuelle Matrix‹ weiter (Butler 2016 [1991]). Mit ›heterosexueller Matrix‹ ist gemeint, dass in der Geschlechterordnung, in der wir leben, nicht nur anatomisches Geschlecht (*sex*) und Geschlechtsidentität (*gender*), sondern auch das Begehren (*desire*) untrennbar miteinander verwoben sind. Wie Butler schreibt: »Die heterosexuelle Fixierung des Begehrens erfordert und instituiert die Produktion von diskreten, asymmetrischen Gegensätzen zwischen ›weiblich‹ und ›männlich‹, die als expressive Attribute des biologisch ›Männlichen‹ (*male*) und ›Weiblichen‹ (*female*) verstanden werden« (Butler 2016 [1991], S. 38). Das bedeutet: Männer gelten erst dann als wahre und richtige Männer, wenn sie Frauen begehren (Bublitz 2013, S. 66). Butler bricht mit der Vorstellung, dass ein bestimmtes anatomisches Geschlecht eine bestimmte Geschlechtsidentität und eine bestimmte »sexuelle Orientierung hervorbringt (Butler 2016 [1991], S. 67; vgl. Degele 2005; Wagenknecht 2007; Bublitz 2013) und entlarvt alle drei Kategorien als gesellschaftliche Konstruktionen (Butler 2016 [1991], S. 24). Kurz gefasst beschreibt Heteronormativität in Anschluss an Butler also »ein binäres Geschlechtersystem, in welchem lediglich genau zwei Geschlechter akzeptiert sind, und das Geschlecht mit Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und sexueller Orientierung gleichgesetzt« wird (Degele 2005, S. 19). Heterosexualität dient gleichzeitig als Regulierungsinstanz von Geschlechternormen (Maihofer 2015) und als zugrundeliegender ›Sinn‹ von Zweigeschlechtlichkeit (Hark 2016, S. 55). Andrea Maihofer spricht daher auch von einer »heterosexuelle[n]

Geschlechterordnung« (Maihofer 1997, S. 19). Die Butlersche Triade von *sex*, *gender* und *desire* wird u. a. von der Aktivistin und Soziologin Rachel Epstein erweitert. Sie zeigt in ihrer Analyse von Heteronormativität in Reproduktionskliniken, dass ein bestimmtes Begehren auch mit bestimmten sexuellen Praktiken verbunden wird und konstatiert deshalb »sex = gender = sexual orientation = sexual practices« (Epstein 2018, S. 1047).

Zweigeschlechtlichkeit

Die Basis von Heteronormativität ist nach Butler die zweigeschlechtliche Ordnung, die vermeintlich aus Geschlechtskörpern herausgelesen und zur zentralen Strukturkategorie der Gesellschaft wird (Butler 2009, S. 84). Zweigeschlechtlichkeit meint hier nicht nur ein bipolares System, sondern auch ein hierarchisches, womit die Macht von Männern über Frauen und alle anderen Menschen in den Blick kommt (Hark 2016, S. 64). Zweigeschlechtlichkeit wird von gesellschaftlichen Akteur*innen durch ihre Handlungen aufrecht erhalten, so dass sie immer wieder neu konstruiert, naturalisiert und bestätigt wird (Butler 1995, S. 178; vgl. Degele 2005; Kleiner 2016). Die so hergestellte Zweigeschlechtlichkeit ist konstitutiv mit Heterosexualität verwoben und beides konstituiert sich gegenseitig als Norm (vgl. Degele et al. 2012).

Performance und Subjektivität

Butlers Beitrag liegt in der Herausarbeitung von Geschlecht als Performance: Heteronormativität wirkt nicht nur auf Individuen ein, sondern wird auch durch Individuen mit ihrer Eingebundenheit in soziale Normen performativ selbst hergestellt (Butler 2016 [1991], S. 213; vgl. Maihofer 1997). Diese Herstellung vollzieht sich immer und immer wieder; sie wird ständig aktualisiert, aufgeführt und verkörpert – nur so wird sie stabilisiert, aufrechterhalten und behält ihre Legitimation (Butler 1995, S. 22; vgl. Rose 2015, S. 330). Butler schließt hier an Foucaults Machtverständnis an (siehe Kapitel 3.2) und versteht Macht als Bedingung für die individuelle Daseinsberechtigung, d. h. nur durch die Unterordnung unter herrschende Normen werden Menschen subjektiviert (Butler 2001, S. 8–16). Im Hinblick auf Heteronormativität ist dies insofern spannend, als dass sie als Machtform auch auf heterosexuelle und »cisgeschlechtliche Menschen wirkt und diese sich ebenfalls den herrschenden Normen unterwerfen müssen, um als Subjekte anerkannt zu werden (Maihofer 2015).¹

1 Ein Beispiel hierfür wäre die Unterteilung in vermeintlich »normale« und »perverse« Sexualpraktiken (vgl. Rubin 2012 [1984]).

Intelligibilität

Menschen haben nach Butler nur dann in einem heteronormativen System eine Stimme, sind nur dann ein Subjekt, werden sogar nur dann als menschlich angesehen, wenn sie ›intelligibel‹ sind, d. h. den vorgegebenen und erwarteten Normen von Geschlecht und Sexualität entsprechen (Butler 2009, 2016 [1991], S. 37–49)²: »Intelligible Geschlechtsidentitäten sind solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*) [...] und dem Begehren [*desire*, AS] stiften und aufrechterhalten« (Butler 2016 [1991], S. 38 [HiO]). Intelligibilität bedeutet ›Verstehbarkeit‹ – wenn ein Mensch in seinem Geschlecht und Begehren im heteronormativen System den Regeln bzw. wiedererkennbaren Mustern folgt, wird er also als Subjekt anerkannt. Die Menschen, die nicht intelligibel sind, bilden für Butler das konstitutive Außen³ des heteronormativen Systems (Butler 1996, S. 24). Sie sind in der kulturellen Konstruktion von Geschlecht und Sexualität »undenkbare[...], verworfene[...], nicht-lebbare[...] Körper« (Butler 1995, S. 16) und damit besonders verwundbar (Butler 2005, S. 46–61). Der Geschlechterforscher Tamás Jules Joshua Fütty schließt an Butlers Überlegungen an und beschreibt die Subjektwerdung, die nur über die Erfüllung von Zweigeschlechtlichkeitsnormen möglich ist:

»Im Zusammenwirken von Recht und Medizin sowie Sprache/Diskurs wird die Norm der Cis-Zweigeschlechtlichkeit als vermeintlich ontologische Grundlage naturalisiert, (rechtlich) institutionalisiert und mit normativer Gewalt aufrechterhalten. Die institutionalisierte Cis-Zweigeschlechtlichkeit ist dabei allgegenwärtiger Zwang und eine Gewaltform, die alle Menschen zweigeschlechtlich normiert, normalisiert und reguliert« (Fütty 2019, S. 28).

Ein heteronormatives System normiert also alle Menschen, allerdings ist diese Normierung für die Menschen, die jenen Normen nicht entsprechen, besonders gewaltvoll. Die Möglichkeit queerer Existenzweisen wird damit gesellschaftlich eingeschränkt und bleibt unlesbar (Butler 2009).⁴

-
- 2 Dabei ist wichtig anzumerken, dass gesellschaftlich Geschlecht und sexuelle Orientierung biologistisch und essentialistisch definiert werden, sie können nicht einfach gewechselt werden und queere Individuen haben so keine Chance, einfach so intelligibel zu werden (vgl. Bublitz 2013, S. 66).
 - 3 Auf welche queeren Personen das in welchem Kontext genau zutrifft, ist jeweils umstritten.
 - 4 Andrea Maihofer benutzt den Begriff der Existenzweise, um die Komplexität von vergeschlechtlichem Dasein zu beschreiben: »›Geschlecht‹ ist nun eine komplexe Verbindung verschiedener Denk- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und -formen, sowie gesellschaftlicher Verhältnisse und Institutionen, eben eine historisch bestimmte Art und Weise zu *existieren*« (Maihofer 1997, S. 85 [HiO]). Geschlechtliche Existenzweisen sind dabei an spezifische Anforderungen (also herrschende Normen) gebunden, sonst sind sie nicht intelligibel oder an-

Aktuelle Kritiken und Weiterentwicklungen

Kritiker*innen aus den Gender- und Queer Studies machen darauf aufmerksam, dass der Begriff *Heteronormativität* trotz seiner breiten Verwendung kaum analytisch ausgearbeitet ist (exemplarisch: Klapeer 2015, S. 26). So ist nicht geklärt, wie Heteronormativität als Machtform operiert, mit welchen Techniken sie regiert und wie sie reproduziert wird (Bargetz und Ludwig 2017, S. 119–120). Die Analyse von Heteronormativität als Teil aller gesellschaftlichen Bereiche verbleibt oft bei einer Aufzählung der Institutionen, die Heteronormativität (re-)produzieren, ohne das jeweils ausgeführt wird, inwiefern und womit Heteronormativität hier regulierend wirkt. Geschlechterforscher*in Yv Nay konstatiert: »Wenn an einem Begriff ›Heteronormativität‹ festgehalten werden soll, muss dieser daher machttheoretisch ausbuchstabiert werden« (Nay 2017, S. 283).

Brigitte Bargetz und Gundula Ludwig schlagen vor, Heteronormativität vor allem über ihre Wirkmächtigkeit in Alltagspraxen zu analysieren:

»Heteronormativität als heteronormative Hegemonie ist [...] eine Machtformation, die nicht primär über Gesetze und Verbote, sondern vielmehr über Zustimmung in alltäglichen zivilgesellschaftlichen Praxen und Auseinandersetzungen ihre Wirkmächtigkeit erlangt. Heteronormativität setzt voraus, dass ein Großteil der Bevölkerung der Auffassung zustimmt, dass Zweigeschlechtlichkeit ›natürlich‹, gegengeschlechtliches Begehren ›normal‹ und Elternschaft selbstverständlich biologisch-zweigeschlechtlich ist« (Bargetz und Ludwig 2017, S. 122; vgl. auch Maihofer 2015).

Insofern muss eine umfassende Analyse beide, sich gegenseitig konstituierende Seiten in den Blick nehmen: *erstens* sowohl alltägliche Wirkmächtigkeit, die ihre Macht nicht aus dem Zwang, sondern der Zustimmung der Individuen zieht (Ludwig 2011, S. 50–52), als auch *zweitens* strukturelle Zwänge und Gewalt, die sich aus Gesetzen, Vorschriften und Normen herleiten.

derweitig bedroht (Maihofer 2015, S. 638–648). Ich spreche deshalb in dieser Arbeit in Anlehnung an Utan Schirmers Weiterentwicklung (2013, S. 175–176) von Maihofers Begriff auch über queere Existenzweisen, um eine historisch spezifische, in bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse eingebundene Art, queer zu sein, zu beschreiben. Schirmer (2013, S. 175) beschreibt mit dem Begriff »trans*-queere Existenzweisen« »(marginalisierte oder minoritäre) ›gelebte Denk-, Gefühls- und Körperpraxen‹, die nicht jenseits oder außerhalb des hegemonialen Geschlechterdiskurses stattfinden, sich aber dennoch durch eine spezifische Eigenlogik auszeichnen«.

2.3 Sexuelle, romantische und geschlechtliche Vielfalt und Queer

Sexuelle, romantische und geschlechtliche Vielfalt

Der Begriff ›sexuelle, romantische und geschlechtliche Vielfalt‹ wird in den letzten Jahren vermehrt in akademischen Diskursen gebraucht (Timmermanns und Böhm 2020, S. 13). Durch ihn wird die Diversität von sexueller und romantischer Orientierung und Geschlecht⁵ verdeutlicht. Anders als bei Queer (s. u.) und dem Akronym LSBATIQ (in seinen mannigfaltigen Varianten) sind in diesem Begriff Heterosexualität, »Endogeschlechtlichkeit und Cisgeschlechtlichkeit mitgedacht und explizit als Teil dieser Vielfalt (und nicht als unsichtbare Norm) konzipiert (Hartmann 2018, S. 48). Ich verwende diesen Begriff also dann, wenn ich von Menschen aller sexuellen und romantischen Orientierungen und aller geschlechtlichen Existenzweisen spreche.

Queer

Dagegen nutze ich in dieser Arbeit den Begriff ›queer‹⁶, um diejenigen zu beschreiben, deren Geschlecht und/oder sexuelle bzw. romantische Orientierung nicht der Heteronormativität entsprechen, die also in einem heteronormativen System marginalisiert werden. Queer umfasst daher auch die Erfahrungen derjenigen, die »Label wie z. B. schwul, lesbisch, bisexuell, trans, inter* oder polyamorös nicht für sich nutzen.⁷ Denn: Zurecht wird das Akronym LSBATIQ in all seinen Variationen als ausschließend und einengend kritisiert. Gleichzeitig wird die Verwendung von *Queer* als Sammelkategorie ebenfalls kritisiert, bspw., da sich nicht alle Personen, die laut meiner Definition unter den Begriff fallen, selbst auch so bezeichnen. Es existiert allerdings auch keine weit verbreitete Begriffsalternative, so dass queer als umfassendster Begriff trotzdem genutzt wird.

Ich folge also der dritten Bedeutung von ›queer‹, die Gudrun Perko (2005, S. 17–21) als »plural-queer« ausformuliert, im Sinne eines Rekurs auf US-amerikanische Kontexte, in denen die Verwendung von ›schwul-lesbisch‹ als Sammelbegriff als verkürzt und ausschließend kritisiert wird. ›Queer‹ ist somit ein strategisch-

5 Häufig bezieht sich die Geschlechtervielfalt in diesem Begriff nicht nur auf die Vielfalt von Identitäten, Selbstbezeichnungen und Körpern, sondern denkt auch die Vielfalt von Geschlechterausdruck, -verhalten etc. mit.

6 Zur Begriffsgeschichte von ›queer‹ siehe Degele (2005).

7 »Aber wenn wir uns entscheiden, uns gegen die Gewalt zu verteidigen, müssen wir uns davor hüten, sie durch eine andere Form von Gewalt zu ersetzen. Welche Version von ›lesbisch‹ oder ›schwul‹ sollte sichtbar gemacht werden, und zu welchen internen Ausschlüssen würde dies führen?« schreibt schon Butler (1996, S. 23), was mich zu diesem Schritt inspirierte.

politischer Begriff, der sich gegen eine eindeutige Kategorisierung und Identitätspolitiken wehrt und Selbstdefinitionen, Bündnispolitiken und Solidarität priorisiert.⁸ Die Queer Studies verstehen sich daher grundsätzlich als politisierte Wissenschaft, die aktiv am gesellschaftlichen Wandel mitarbeitet (Wagenknecht 2007, S. 18; Degele 2008).

2.4 Dimensionen von Heteronormativität

Ich konzipiere Heteronormativität in dieser Arbeit als eine Struktur (vgl. López und Scott 2000) mit verschiedenen Dimensionen. Diese bilden den ›Inhalt‹ von Heteronormativität, d. h. bspw. die Vorannahmen über Menschen in einem heteronormativen System.⁹ Ohne ein Verständnis dieser normativen Annahmen ist Heteronormativität nicht fass- oder analysierbar. Die Dimensionen sind miteinander verwoben und verweisen gegenseitig aufeinander. Sie wirken auf verschiedenen Ebenen, sind also nicht nur auf zwischenmenschliches Verhalten wie z. B. Beleidigungen beschränkt. Außerdem sind sie voneinander abhängig: »Vielmehr sind es Entscheidungen von Individuen, getragen von einer jeweiligen Haltung, die Regelungen, Gesetze und Strukturen schaffen, und umgekehrt prägen diese die Individuen« (Küpper und Zick 2015, S. 7).

Heteronormativität betrifft alle Menschen. Von dieser gesellschaftlichen Norm marginalisiert sind all jene, deren Geschlecht bzw. sexuelle und romantische Orientierung nicht der dyadischen, cisnormativen Zweigeschlechtlichkeit, Mononormativität, Allonormativität, Amatonormativität (s. u.) und normativen Heterosexualität entspricht.¹⁰ Heteronormativität wirkt aber auch auf Menschen normierend, die den Normen grundsätzlich entsprechen, z. B. durch die Angst, dennoch für nicht-heterosexuell oder nicht cisgeschlechtlich gehalten zu werden.

In meiner Ausführung heteronormativer Dimensionen stelle ich jeweils zwei Begriffe nebeneinander, wie z. B. Afeindlichkeit und Allonormativität. Während Afeindlichkeit die Diskriminierung asexueller Menschen beschreibt, steht Allonormativität für die normative Annahme, alle Menschen könnten grundsätzlich

-
- 8 Ich verwende den Begriff ›queer‹ hier auch nicht als Identitätskategorie, sondern als soziale Positionierung.
 - 9 Während zu einigen Dimensionen bereits akademische Überlegungen vorliegen, muss bei anderen auf aktivistisches und journalistisches Wissen zurückgegriffen werden.
 - 10 Hier zeigt sich bspw. der Begriff »MSM, der in der »HIV-Prävention genutzt wird als nützliches Beispiel, da er unabhängig von Identitätskategorien die Menschen mit einem bestimmten Verhalten in den Blick nimmt. Um von Heteronormativität marginalisiert zu werden ist nicht entscheidend, ob eine Person sich mit einer spezifischen Identitätskategorie labelt – entscheidend ist z. B. das sexuelle Verhalten oder die Geschlechtspräsentation.

sexuelle Anziehung spüren. Die beiden Begriffe sind also jeweils zwei Seiten derselben Medaille.¹¹

2.4.1 Geschlechterbinarität und Geschlechterverhältnis

Wie bereits beschrieben sind zwei zentrale Dimensionen von Heteronormativität die Geschlechterbinarität und das Geschlechterverhältnis (Villa 2011, S. 36–37).

Geschlechterbinarität

Die Geschlechterforschung versteht Geschlechterbinarität als die gesellschaftliche Annahme, dass ein Mensch nur eines von zwei Geschlechtern, männlich oder weiblich, haben kann. Geschlecht wird hier sowohl als Körper, als auch als Identität, Ausdruck, Rolle usw. verstanden. Die beiden Geschlechter werden scharf voneinander abgegrenzt und als Gegensätze konzipiert, die sich gegenseitig ergänzen. Dafür werden Männern und Frauen jeweils bestimmte körperliche Merkmale (s. u.), Persönlichkeiten und Eigenschaften zugeschrieben (Kuster 2019). Andere Geschlechter oder geschlechtliche Zwischenstufen werden in einem binären System nicht anerkannt, sondern marginalisiert und diszipliniert. Männer und Frauen stehen außerdem in einem spezifischen, durch Hierarchie geprägten Verhältnis zueinander, das ich für diese Analyse mit den Begriffen Sexismus und Misogynie fasse.

Sexismus

Ich beziehe mich auf den Vorschlag zur Wiederaneignung und Neubestimmung des Sexismus-Begriffs nach den Geschlechterforscherinnen Dominique Grisard und Andrea Maihofer (2016). Danach beschreibt Sexismus »jegliche Form von Gewalt, Ausbeutung und Diskriminierung, sowie Identitäts- und Verhaltensanforderungen aufgrund von Geschlecht« (Grisard und Maihofer 2016, S. 28). Grisard und Maihofer beziehen sich in ihrer Konzeption auf die Linguistin Sarah Mills. Sie klassifiziert Aussagen dann als sexistisch, wenn sie (1) auf Geschlecht fokussieren, wo dieses irrelevant ist, (2) auf stereotypen und veralteten Geschlechtervorstellungen beruhen, (3) androzentrisch sind oder (4) wenn Aktivitäten, die weiblich assoziiert sind, trivialisiert oder abgewertet werden (Mills 2008, S. 2). Sexismus tritt bspw. in Form von Hierarchisierung und Naturalisierung von Geschlecht auf und findet sich auf der symbolischen, institutionellen und individuellen Ebene (Grisard und Maihofer 2016, S. 29). Grisard und Maihofer betonen, dass Sexismus multidimensional

11 Das gilt so nicht für Geschlechterbinarität und das Geschlechterverhältnis.

betrachtet werden muss, d. h. in seinem konstitutiven Zusammenhang mit Rassismus, Klassismus und anderen Differenzkategorien (Grisard und Maihofer 2016, S. 30). Sie schließen außerdem an Foucault an (s. u.) und betrachten Sexismus als repressiv und produktiv zugleich, da er vergeschlechtlichte Subjekte hervorbringt (Grisard und Maihofer 2016, S. 31).

Misogynie

Die Sozialphilosophin Kate Manne (2019, S. 13) versteht Misogynie als eines von vielen Werkzeugen (ebenso wie z. B. Rassismus), die ein patriarchales System stützen. Manne warnt davor, Misogynie einfach als individualisierten Frauenhass¹² zu verstehen und schlägt daher vor, den Begriff auszulegen als

»[...] primarily a property of social environments in which women are liable to encounter hostility due to the enforcement and policing of patriarchal norms and expectations – often, though not exclusively, insofar as they violate patriarchal law and order. Misogyny hence functions to enforce and police women's subordination and to uphold male dominance, against the backdrop of other intersecting systems of oppression and vulnerability, dominance and disadvantage, as well as disparate material resources, enabling and constraining social structures, institutions, bureaucratic mechanisms, and so on« (Manne 2019, S. 19).

Für Manne ist Sexismus der Teil patriarchaler Ideologie, der die Geschlechterordnung rationalisiert und rechtfertigt, während Misogynie die Geschlechterordnung kontrolliert und ideologisch durchsetzt (Manne 2019, S. 20). Während also Sexismus eine Unterscheidung zwischen Männern und Frauen trifft, trifft Misogynie eine Unterscheidung zwischen ›guten‹ und ›schlechten‹ Frauen (Manne 2019, S. 79–80).

2.4.2 Heterosexismus und Homofeindlichkeit

Definitionen

Homosexualität ist der diffuse Überbegriff für das Begehren, die Sexualpraktiken und Identitäten lesbischer und schwuler Menschen. Da der Begriff eine medikalisierte Geschichte (siehe Kapitel 3.5) hat, verwende ich in dieser Arbeit eher die Selbstbezeichnungen ›lesbisch‹ und ›schwul‹. Schwule und lesbische Menschen erleben sowohl Heterosexismus als auch Homofeindlichkeit¹³, wobei häufig Ho-

12 Da patriarchale Logik auf einem cisnormativen und binären Geschlechtermodell basiert, spricht Manne (2019, S. 27) von Frauen als Opfern von Misogynie.

13 Da ›Homophobie‹ Homofeindlichkeit fälschlicherweise im Sinne einer Angststörung beschreibt, benutze ich diesen Begriff (und auch ›Transphobie‹ etc.) in dieser Arbeit nicht.

mofeindlichkeit mit Schwulenfeindlichkeit gleichgesetzt wird. Der Psychologe Gregory Herek definiert Heterosexismus als »cultural ideology embodied in institutional practices that work to the disadvantage of sexual minority groups even in the absence of individual prejudice or discrimination« (Herek 2007, S. 907). Herek beschreibt weiter, dass durch zwei verschiedene Prozesse die Unterwerfung queerer Menschen legitimiert und fortgeführt wird: *Erstens* wird gesellschaftlich davon ausgegangen, dass alle Menschen heterosexuell sind, wodurch queere Menschen unsichtbar gemacht werden. *Zweitens* werden sichtbar queere Personen problematisiert:

»Nonheterosexuals, homosexual behavior, and same-sex relationships are presumed to be abnormal and unnatural and, therefore, are regarded as inferior, as requiring explanation, and as appropriate targets for hostility, differential treatment and discrimination, and even aggression« (Herek 2007, S. 907–908).

Während also Heterosexismus eine eher subtile Ideologie und Normsetzung beschreibt, steht der Begriff Homofeindlichkeit für explizite Diskriminierung gegen schwule und lesbische Menschen, bzw. Menschen, die als schwul oder lesbisch wahrgenommen werden. Die Sozialpsycholog*innen Beate Küpper und Andreas Zick definieren Homofeindlichkeit folgendermaßen: »Im Kern geht es bei der Homophobie darum, dass Menschen aufgrund der tatsächlichen oder vermeintlichen Abweichung ihrer [...] sexuellen Orientierung von dem, was als »normal« angesehen wird, abgewertet, diffamiert und ausgegrenzt werden« (Küpper und Zick 2015, S. 5). Homofeindlichkeit und spezifisch Schwulenfeindlichkeit ist eng mit Misogynie und Sexismus verknüpft (Wolf 2004, S. 72; Kraß 2011, S. 142). Das Aufwachsen und Leben in homofeindlichen Strukturen führt bei vielen Schwulen und Lesben auch zu Homofeindlichkeit, die gegen die eigene Person gerichtet ist (sogenannte *internalisierte Homofeindlichkeit*), was u. a. zu selbstzerstörerischem Verhalten führen kann (Bauer 2018, S. 145–146).¹⁴ Vorurteile gegen schwule Personen umfassen die Vorstellung, sie seien verweiblicht, »promiskuitiv«, »pädophil«, amoralisch, sündig, unnatürlich, pervers und bindungsunfähig (Katz 1976; Rauchfleisch 1996; Kraß 2011; Bauer 2018). Diese Vorurteile können zu Gewalt gegen Personen führen, die als nicht-heterosexuell wahrgenommen werden (Rauchfleisch 1996, S. 130; Wolf 2004, S. 72).

Lesbenfeindlichkeit

Homofeindlichkeit gegen lesbische Personen ist weniger ausführlich analysiert, sodass oft nicht einmal sichtbar ist, dass und inwiefern lesbische Personen margi-

14 Analog gibt es auch z. B. internalisierte Transfeindlichkeit.

nalisiert werden. Gewalt und Diskriminierung gegen lesbische Personen wird oft unter die Diskriminierungserfahrungen von schwulen Personen subsumiert, dabei erleben lesbische und schwule Personen unterschiedliche Formen von Homofeindlichkeit (Wolf 2004, S. 69). Neuere Arbeiten definieren Lesbenfeindlichkeit als eine spezifische »Intersektion von Homofeindlichkeit und Sexismus, die z. B. in der Sexualisierung lesbischer Personen resultiert (Curran 2015). Die Soziologin Lising Pagenstecher und die Musikwissenschaftlerin Eva Rieger verstehen Lesbenfeindlichkeit als die »Reaktion auf die Verweigerung repressiver Weiblichkeitsnormen« (Pagenstecher und Rieger 1983, S. 167), da lesbische Personen gesellschaftliche Konzepte wie geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, Werteverhältnisse, Ehe und heteronormative Sexualität durchkreuzen würden (Pagenstecher und Rieger 1983, S. 167). Der*die Psychotherapeut*in Gisela Wolf begreift lesbenfeindliche Vorurteile und Stereotype als Stigmatisierung mit dem Ziel, heterosexuelle Personen in ihrer Normalität zu bestätigen (Wolf 2004, S. 70). Dies habe außerdem eine erziehende Funktion auf alle Personen mit der Botschaft, sie könnten ihre eigene Lebensweise nur innerhalb heteronormativer Verhältnisse wählen (Wolf 2004, S. 70).

2.4.3 Mononormativität und Bifeindlichkeit

Definitionen

Ich verstehe Bisexualität für diese Arbeit als Überbegriff für alle Menschen, die sich zu Menschen von mehr als einem Geschlecht sexuell hingezogen fühlen. Dies schließt also auch Label wie »pansexuell, »multisexuell oder »polysexuell mit ein. Die spezifische Marginalisierung von Bisexualität wird Mononormativität¹⁵ bzw. Bifeindlichkeit genannt. Diese überschneiden sich mit Heterosexismus und Homofeindlichkeit, weswegen ich nur ausführe, welche spezifischen Unterschiede sich für bisexuelle Menschen ergeben.

Vorurteile und Mononormativität

Der bisexuelle Aktivist Frank Thies fasst die Marginalisierungserfahrungen bisexueller Personen treffend zusammen:

»Bisexuelle Personen sind von denselben Diskriminierungsstrukturen betroffen, wie Homosexuelle, vor allem, wenn sie eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft

15 Sowohl in Bezug auf Bisexualität als auch in Bezug auf Polyamorie wird in der Literatur von Mononormativität gesprochen. Ich verstehe beide Mononormativitäten als distinkte, aber zusammenhängende Marginalisierungsformen und kennzeichne in der Analyse jeweils, über welche Mononormativität ich spreche.

führen. Aber es gibt außerdem noch spezielle Diskriminierungsformen von Bisexuellen. Dazu gehören die Leugnung, dass Bisexuelle existieren, die Pauschalierung der Polyamorie durch die Annahme, dass alle Bisexuellen zu jeder Zeit und mit jedem Menschen Sexualkontakte suchten, sowie das Vorurteil, dass Bisexualität nur eine Phase auf dem Weg zur Homosexualität (transitionale Bisexualität) oder zurück zur Heterosexualität (transitorische Bisexualität) sei« (Thies 2019, S. 8–9).

Bisexuelle Personen gelten oft als promiskuitiv, unehrlich und infektiös (insbesondere in Bezug auf »STIs«) (Eisner 2013, S. 37–40), bzw. maß- und zügellos (Ritter 2019, S. 50). Bisexuelle Frauen werden häufig hypersexualisiert und als Performance für den heterosexuellen, männlichen Blick abgetan (Eisner 2013, S. 161–162), womit sexualisierte Gewalt gegen bisexuelle Frauen legitimiert wird (Eisner 2013, S. 137). Autor*in Shiri Eisner beschreibt mit dem Begriff Mononormativität bzw. Monosexismus »a social structure, operating through the presumption that everyone is, or should be, [>]monosexual, a structure that privileges monosexuality and monosexual people, and that systematically punishes people who are nonmonosexual« (Eisner 2013, S. 63).

Das subversive Potential von Bisexualität

Eisner führt die Vorurteile gegenüber Bisexualität auf das subversive Potential dieser sexuellen Orientierung zurück, da Bisexualität die zweigeschlechtliche Ordnung, Eindeutigkeiten der heteronormativen Welt und Naturalisierung von sexuellen Orientierungen durcheinanderbringe (Eisner 2013, S. 44). Weithin findet sich gesellschaftlich und wissenschaftlich die Annahme, dass Menschen entweder hetero- oder homosexuell geboren seien und dass es dafür verantwortliche Gene gebe. Diese Alltagstheorie blendet Bisexualität aus und konstruiert sie so als unnatürliche, den biologisierenden Logiken widersprechenden Identität (Eisner 2013, S. 121). Dies wird von queerem Aktivismus und den Gender und Queer Studies gerne ausgenutzt um zu beweisen, dass sexuelle Orientierung kulturell konstruiert und fluide ist – während gleichzeitig kaum Forschung zu Bisexualität durchgeführt wird (Eisner 2013, S. 243).

2.4.4 Allonormativität und Afeindlichkeit¹⁶

Asexualität und Afeindlichkeit

Asexualität bezeichnet eine eigenständige sexuelle Orientierung, bei der Personen keine oder wenig sexuelle Anziehung gegenüber anderen Menschen verspüren und/oder kein Verlangen nach sexueller Interaktion haben.¹⁷ Personen, die grundsätzlich sexuelle Anziehung verspüren werden allosexuell genannt. Auch gegenüber asexuellen Personen bestehen Vorurteile, bspw. wird Asexualität oftmals als »Symptom einer Missbrauchserfahrung, einer Hormonstörung, einer pruden Erziehung oder einer sog. geistigen Behinderung bzw. psychischen Krankheit gedacht (Decker 2014, S. 91–134). Allosexualität dagegen wird als natürlich angesehen und alle Menschen¹⁸ somit als sexuelle Wesen konzipiert (Przybylo 2011, S. 446–448).

Allonormativität

Die Diskriminierungserfahrungen asexueller Personen werden als gesellschaftliche Struktur theoretisiert (Decker 2014, S. 58–68; Milks 2014, S. 111–113; Spahn 2021) und als »Allonormativität« (Chen 2020), »sexual normativity« (DeLuzio Chasin 2011, S. 713–723), »sexusociety« (Przybylo 2011; Chu 2014) oder auch in Anlehnung an Adrienne Rich als »compulsory eroticism« bzw. »compulsory sexuality« (Ceranowski und Milks 2014, S. 1–16) bezeichnet. Die Geschlechterforscherin Kristina Gupta versteht compulsory sexuality als einen Theorierahmen, der u. a. folgendes beinhaltet:

»[...] the assumption that all people are sexual; the norms and practices that compel people to experience themselves as desiring subjects, take up identities and engage in sexual activity; and the norms and practices that marginalize various forms of nonsexuality [...]. Importantly, the concept seeks to emphasize that compulsory sexuality is a system that regulates the behavior of all people, not just those who identify as asexual« (Gupta 2015, S. 134–135).

Asexualität ist in der Gesellschaft, aber auch in queerem Aktivismus sowie in den Gender und Queer Studies weitgehend unsichtbar, was auf Allonormativität zurückzuführen ist (Decker 2014, S. 45–68). In der Folge werden viele asexuelle

16 Zusammenfassende Überlegungen zu Allonormativität habe ich ausführlich schon an anderen Stellen publiziert, vgl. Spahn (2017c, 2018a, 2021).

17 Diese Definition ist in der Wissenschaft, insbesondere in der medizinischen und psychologischen Forschung, umstritten – in der asexuellen Community dagegen weniger. Für einen Überblick über die Definitionsdebatte siehe van Houdenhove et al. (2014).

18 Eine Ausnahme stellen behinderte und hochaltrige Menschen dar.

Personen als schwul, lesbisch oder bisexuell gelesen und erleben dann Homo- bzw. Bifeindlichkeit (DeLuzio Chasin 2015, S. 171). Hierbei wird deutlich, dass verschiedene heteronormative Anforderungen und Narrative untereinander häufig nicht logisch konsistent sind, da insbesondere schwulen und bisexuellen Personen sexuelle Exzessivität nachgesagt wird und dies nicht zu Vorurteilen gegenüber asexuellen Personen passt.

Allonormativität zeigt sich auch in Gesetzen, die den Vollzug einer Ehe für deren Anerkennung voraussetzen, in sozialer Exklusion, wenn an der Sexualkultur (wie bspw. das Sprechen über Beziehungen und Sexualität) einer Gruppe nicht partizipiert wird (und infolgedessen z. B. Diskriminierungen am Arbeitsplatz vorkommen) und auch in religiösen Vorbehalten (Decker 2014, S. 58–63). Asexualität wird kulturell mit Kindlichkeit verbunden, so dass asexuelle Erwachsene oft nicht ernst genommen werden (Decker 2014, S. 7). Eine Studie der Psycholog*innen Cara MacInnis und Gordon Hodson kam zu dem Ergebnis, dass asexuelle Menschen im Gegensatz zu Menschen anderer sexueller Orientierungen als nicht menschlich angesehen werden, sondern als tier- und maschinenähnlich: »This confirms that sexual desire is considered a key component of human nature« (MacInnis und Hodson 2012, S. 739). Damit wird asexuellen Menschen ihr Status als Mensch und Subjekt aberkannt (Gressgård 2013; Flore 2014, S. 19; Milks 2014, S. 106–107). Diese allonormative Setzung kann emotionale, psychische, physische und sexualisierte Gewalt zur Folge haben, u. a. in dem Versuch, asexuelle Menschen zu ›heilen‹ (Decker 2014, S. 42–44). Der*die Psycholog*in CJ DeLuzio Chasin beschreibt, dass Asexualität so unsichtbar ist, dass es gesellschaftlich nicht möglich ist, als asexuell gelesen zu werden (DeLuzio Chasin 2015, S. 171) – und beruft sich damit auf Butlers Theoretisierung von Intelligibilität. Gerade weil Asexualität wenn überhaupt nur als das Fehlen von sexueller Anziehung bezeichnet wird und damit negativ definiert ist, scheint eine Imagination eines asexuellen Subjekts schwer bis unmöglich (Kim 2014; Zimmermann und Bozdoğan 2015, S. 28).

2.4.5 Amatonormativität und Afeindlichkeit¹⁹

Amatonormativität

Der Begriff Amatonormativität geht auf die Philosophin Elizabeth Brake zurück. Sie versteht darunter die überproportionale gesellschaftliche Wertzuschreibung zu romantischen Beziehungen und Ehen (im Gegensatz zu z. B. Freundschaften), sowie die Annahme, dass »a central, exclusive, amorous relationship is normal for humans,

19 Dass sowohl die Diskriminierung von asexuellen als auch von aromantischen Personen mit Afeindlichkeit bezeichnet wird, ist kein Zufall – sie überschneiden sich und müssen deswegen zusammen gedacht werden.

in that is a universally shared goal, and that such a relationship is normative, in that it *should* be aimed at in preference to other relationship types« (Brake 2012, S. 88–89 [HiO]). Brake referiert bei der Konzeption des Begriffs Amatonormativität auf Heteronormativität (Brake 2012, S. 89). In amatonormativen Sozialstrukturen werden »monogame Liebesbeziehungen privilegiert, in denen die Partner*innen füreinander die höchste Priorität haben (Brake 2012, S. 90). Aber auch explizite Diskriminierungsformen lassen sich an Amatonormativität festmachen: So fehlen z. B. rechtliche Formen der gegenseitigen Absicherung von nicht-romantischen Beziehungen (Brake 2012, S. 94).

Aromantik

Der Begriff »Amatonormativität« wurde von der aromantischen »Community aufgegriffen, um ihre Diskriminierungserfahrungen zu beschreiben, wie bspw. »Pathologisierung durch Ärzt*innen (LGBTa Wikia o. J.; Neal 2016). Personen auf dem aromantischen Spektrum verspüren keine oder wenig romantische Anziehung gegenüber anderen Personen, verlieben sich nicht oder selten in andere Personen bzw. haben kein oder selten Interesse an romantischen Beziehungen.

2.4.6 Cisnormativität und Transfeindlichkeit

Transgeschlechtlichkeit

Für diese Arbeit verstehe ich eine trans(-geschlechtliche) Person als eine Person, die sich nicht, nur teilweise oder nicht immer mit dem Geschlecht identifiziert, dem sie bei der Geburt zugewiesen wurde (Cerwenka und Nieder 2015, S. 17).²⁰ Ich spreche explizit nicht von Transsexualität, da dieser Begriff von trans Personen oft als pathologisierend wahrgenommen wird (Born 2014, S. 184), sondern von Transgeschlechtlichkeit²¹. Trans Frauen verstehe ich als Frauen, denen bei ihrer Geburt aufgrund ihrer Körpermerkmale (fälschlicherweise) der Geschlechtseintrag männlich zugewiesen wurde und trans Männer verstehe ich als Männer, denen bei ihrer Geburt aufgrund ihrer Körpermerkmale (fälschlicherweise) der Geschlechtseintrag weiblich zugewiesen wurde. Nicht-binäre Personen sind in meiner Definition unabhängig von körperlichen Merkmalen und Geschlechtszuweisung bei der Geburt Perso-

20 Mit dieser Definition hoffe ich, ein Kontinuum zwischen Cis- und Transgeschlechtlichkeit aufzumachen, anstatt einer Dichotomie.

21 Ich folge damit der Selbstbezeichnung vieler transgeschlechtlicher Personen und einer aktivistischen, nicht medizinisch-rechtlichen Begriffsverwendung (vgl. Ewert 2018, S. 36). Während diese Begriffe innerhalb der trans Community sehr verbreitet sind, sind sie nicht unumstritten bzw. nicht alle trans Personen bezeichnen sich so.

nen, die nicht entweder (ausschließlich) männlich oder weiblich sind, sondern z. B. kein Geschlecht haben oder sich in einem Spektrum zwischen männlich und weiblich bewegen (vgl. Spahn 2017a).

Cisnormativität und Transfeindlichkeit

Bei Transfeindlichkeit und Cisnormativität handelt es sich um die heteronormativen Dimensionen, die trans Personen marginalisieren: »Transfeindlichkeit bezeichnet [...] die vielschichtigen Formen des Ausschlusses von der Gewalt gegenüber und auch des Einstufens als Fehler oder Abweichung von trans Personen« (Ewert 2018, S. 18–19). Cisnormativität dreht diese Marginalisierungsstruktur begrifflich um und zeigt, wo die Marginalisierung ihren Ursprung hat: in der Annahme, alle Menschen seien cisgeschlechtlich (Ewert 2018, S. 19). Cisnormativität als Konzept wurde von der Sexualmedizinerin Greta R. Bauer et al. (2009) vorgeschlagen, basierend auf einer Interview-Studie mit 85 trans Personen zu ihren Erfahrungen im Gesundheitssystem. Somit stammt das Konzept bereits aus gesundheitswissenschaftlicher Forschung und beschreibt die Annahme, dass »all research participants are cissexual, that their partners or family members are cissexual, and that their sex and gender have been consistent over the lifetime« (Bauer et al. 2009, S. 352).

Verwobenheit mit Homofeindlichkeit

Füty führt aus, dass trans Personen häufig von Homofeindlichkeit betroffen seien, da die Zuschreibung einer Normabweichung von Geschlecht mit wahrgenommener oder zugeschriebener sexueller Orientierung eng verbunden ist (Füty 2019, S. 47). In der Folge kann zwischen Homo- und Transfeindlichkeit keine klare Trennlinie gezogen werden, dennoch dürfen sie nicht gleichgesetzt werden (Füty 2019, S. 47). Auch deswegen konzipiere ich die verschiedenen Dimensionen von Heteronormativität in dieser Arbeit als zusammenhängend und sich gegenseitig konstituierend.

2.4.7 Endonormativität und Interfeindlichkeit

Intergeschlechtlichkeit

Inter(-geschlechtliche) Personen weichen von der medizinischen Norm »eindeutig« weiblicher bzw. männlicher Körper ab – bei einer kompletten oder partiellen Androgenresistenz, welche eine von vielen intergeschlechtlichen Varianten darstellen, haben sie bspw. Hoden, ihr Körper entwickelt wegen der Androgenresistenz aber auch Brüste. Intergeschlechtlichkeit ist damit ein Überbegriff für viele verschiedene Variationen der Geschlechtlichkeit. Während manche Formen von Intergeschlechtlichkeit vor oder bei der Geburt diagnostiziert werden, erfahren andere inter* Per-

sonen erst während ihrer Pubertät, bei unerfülltem Kinderwunsch oder auch nie von ihrer Intergeschlechtlichkeit. Endogeschlechtliche Menschen dagegen erfüllen die medizinischen Normen zu geschlechtlicher Eindeutigkeit.

Endonormativität und Interfeindlichkeit

Interfeindlichkeit als eigener Begriff ist bisher weder wissenschaftlich noch aktivistisch ausgearbeitet. Ich schlage vor, analog zu Cisnormativität Endonormativität als die Annahme zu fassen, dass alle Menschen medizinisch eindeutig männlich oder weiblich sind. Grundsätzlich wird Intergeschlechtlichkeit in der Medizin und in der Gesellschaft als pathologisch verstanden. Das bedeutet, dass die Vielfalt von Geschlechtskörpern binär eingegrenzt wird und alle Abweichungen als abnorm, unnatürlich und krankhaft gelten (Woweries 2015b, S. 106). In der Konsequenz kann schon die Einteilung in zwei klar voneinander abgrenzbare Geschlechtskörper als endonormativ beschrieben werden (Zobel 2015). Wenn eine intergeschlechtliche Person Genitalien besitzt, die nicht der medizinischen Norm entsprechen, werden diese als »atypisch, als Makel, als ein Gebrechen« (Woweries 2015b, S. 109) beschrieben und normiert, um die erwartete psychosoziale Belastung von Eltern und Kind zu schmälern (Fausto-Sterling 2003; Spahn 2017b; Voß 2019). Die Existenz von intergeschlechtlichen Kindern ist gesellschaftlich so unerwünscht, dass die (Spät-)Abtreibungen aufgrund von pränatal erkannten unerwünschten Chromosomenkonstellationen zunehmen (Zobel 2015, S. 237).

Unsichtbarkeit

Gesamtgesellschaftlich ist Intergeschlechtlichkeit kaum sichtbar, erhält keinen Status als soziale Kategorie, und somit keine neutrale oder positive Anerkennung: »[Eine] atypische geschlechtliche Entwicklung wird [...] kaum als eigene Realität mit eigenen Normen untersucht« (Zobel 2015, S. 231). Intergeschlechtliche Menschen und spezifisch ihre Körper werden häufig in queeren und feministischen Diskussionen genutzt, um über den Konstruktionscharakter von Geschlechterbinarität aufzuklären, während die Anliegen von inter* Personen dabei meist untergehen (Zobel 2015, S. 235).

2.4.8 Mononormativität und Polyfeindlichkeit

Polyamorie und Polyfeindlichkeit

Polyamorie verstehe ich als eine Form der romantischen Orientierung eines Menschen, bei der sich eine Person in mehr als eine Person gleichzeitig verlieben kann und ggf. mehr als eine (Liebes-)Beziehung gleichzeitig eingeht, wobei alle Part-

ner*innen mit dem Arrangement einverstanden sind (Schroedter und Vetter 2010, S. 26). Der Gegenbegriff zu Polyamorie ist Monoamorie und die entsprechende Marginalisierungsform, in der monoamore (bzw. monogame) Beziehungen privilegiert werden, wird Mononormativität genannt (Pieper und Bauer 2005, S. 60). Bisher scheint in der Diskussion um die Marginalisierung von Polyamorie noch kein Begriff zu existieren, der, analog zu z. B. Homofeindlichkeit, explizite Abwertungen und Vorurteile, meint. Ich schlage daher in vor, diese Dimension ›Polyfeindlichkeit‹ zu nennen.

Mononormativität

Heteronormativität privilegiert nicht nur heterosexuelle Beziehungen, sondern konstruiert auch die Norm der Zweierbeziehung. Das heißt, polyamoröse Beziehungen werden marginalisiert und »heterosexuelle Paarbildung als Ursprung und Grundlage aller sozialen Beziehungen angesehen und in Diskurse über Körper, Familie, Reife, Gesundheit, Generativität, Erziehung und Nation eingeschrieben« (Hartmann und Klesse 2007, S. 9). Das zeigt sich bspw. daran, dass eine Ehe in Deutschland und der Schweiz nur zwischen zwei Personen geschlossen werden kann. Beziehungen werden gesellschaftlich als monogam konstruiert und diese Monogamie wird naturalisiert (Easton und Hardy 2017, S. 21). Polyamoröse Personen gelten als promiskuitiv, unmoralisch, lieblos, zerstörerisch, sündig und pathologisch²² (Easton und Hardy 2017, S. 23–26) und ihre Beziehungen als unecht, instabil und kurzfristig (Schroedter und Vetter 2010, S. 31; Easton und Hardy 2017, S. 26–31).

2.5 Herrschaftstechniken von Heteronormativität

Heteronormativität marginalisiert Menschen in vielfältigen Formen, wie z. B. durch Othering, Definitionsmacht, physische, psychische, sexualisierte und emotionale Gewalt, Unsichtbarmachung, (Ent-)Sexualisierung, Medikalisierung (vgl. Kapitel 3.5), Problematisierung, Normierung und Disziplinierung. Diese Formen konzipiere ich in Anschluss an Foucault (2005 [1981], S. 210) als Herrschaftstechniken. Damit meine ich die Formen, mit denen Heteronormativität regiert und woraus sie sich speist bzw. mit denen sie alle Menschen normiert und spezifisch queere Personen marginalisiert. Die Herrschaftstechniken können auf verschiedenen Ebenen stattfinden und verschiedene Texturen annehmen (siehe Kapitel 2.6). Einige dieser Techniken wurden in der Vorstellung der Dimensionen von

22 Hier wird der Zusammenhang zu Vorurteilen gegenüber bisexuellen Personen erkennbar.

Heteronormativität bereits aufgeführt. Die von mir in diesem Unterkapitel vorgeschlagene Liste verschiedener heteronormativer Herrschaftstechniken bezieht sich auf meinen Untersuchungsgegenstand und ist damit auf keinen Fall abgeschlossen oder vollständig.²³ Ich beziehe mich in meiner Konzeption auf die Monographie »Justice and the politics of difference« der Philosophin Iris Marion Young, weil ihr Vorschlag²⁴ (Young 1990) einer Systematisierung für verschiedenste Marginalisierungsstrukturen zu meiner Schwerpunktsetzung von Marginalisierung als zentralem Überbegriff für die hier vorgestellten Formen von Heteronormativität passt. Außerdem beziehe ich mich auf das Werk Michel Foucaults, auf das ich in Kapitel 3.2 ausführlicher eingehe.

2.5.1 Marginalisierung²⁵

Young beschreibt, wie die neuen sozialen Bewegungen der 1960er und -70er Jahre das Verständnis von Marginalisierung änderten:

»In its new usage, oppression designates the disadvantage and injustice some people suffer, not because a tyrannical power coerces them, but because of the everyday practices of a well-intended liberal society. [...] Oppression in this sense is structural, rather than the result of a few people's choices or policies. Its causes are embedded in unquestioned norms, habits, and symbols, in the assumptions underlying institutional rules and the collective consequences of following these rules« (Young 1990, S. 41).

-
- 23 Kerstin Rinnert arbeitet in ihrer Dissertation zu den Ressourcen queerer Personen in einem heteronormativen System bspw. Kriminalisierung, Bagatellisierung, Individualisierung von Schuld und Scham, Unwissenheit über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt und Unsichtbarmachung als Formen von Heteronormativität heraus (Rinnert 2020, S. 168–182). Ines Pohlkamp fokussiert dagegen u. a. medizinische Entmündigung, (fiktive) Pathologisierung, Objektivierung, Infragestellung und Dethematisierung (Pohlkamp 2014, S. 281–304).
 - 24 Wie Regina Becker-Schmid und Gudrun Axeli Knapp anmerken, ist dies eigentlich nicht Youngs Intention: »Young schreibt eher aus einer pragmatischen und politisch-normativen Orientierung heraus als mit dem Interesse, eine sozialwissenschaftliche Strukturanalyse von Ungleichheitsformen zu entwickeln« (Becker-Schmidt und Knapp 2018, S. 117). Trotzdem eignen sich Youngs Überlegungen, um eine Makroperspektive auf Marginalisierung zu eröffnen.
 - 25 Young spricht in ihrem Buch nicht von Marginalisierung, sondern von ‚oppression‘ und ‚domination‘. In deutschsprachigen Rezensionen und Zusammenfassungen zu Young wird ‚oppression‘ mit ‚Marginalisierung‘ oder ‚Unterdrückung‘ übersetzt. Für meine Arbeit eignet sich der Marginalisierungsbegriff am besten. Ich spreche auch deswegen nicht von Diskriminierung (zumindest nicht als Überbegriff), da dieser zum einen oft absolut verstanden wird (d. h. eine Person wird diskriminiert oder nicht), wobei subtile und implizite Formen der Abwertung außer Acht gelassen werden und zum anderen, da er häufig (ausschließlich) auf rechtliche Diskriminierung bezogen wird.

Ihre Theoretisierung von Marginalisierung bezieht sich daher auf Alltagspraxen wie Stereotypisierungen oder Hierarchisierungen, durch die Marginalisierung (re-)produziert wird (Young 1990, S. 41). Young unterscheidet fünf verschiedene »faces of oppression« (Young 1990, S. 39): Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, Kultureller Imperialismus und Gewalt.²⁶

2.5.2 Ideologie

Heteronormativität wird von verschiedenen Autor*innen als Ideologie beschrieben. Ideologien sind »representations of practices formed from particular perspectives in the interest of maintaining unequal power relations and dominance« (Lazar 2007b, S. 6–7). Eine solche ideologische Struktur ist bspw. Geschlecht, spezifisch die Unterscheidung von Menschen in zwei Geschlechter und die damit einhergehende ungleiche Verteilung von Macht, die in alle gesellschaftlichen Institutionen eingebettet ist. Diese Struktur wird auch dadurch aufrechterhalten, dass sie nicht als Ideologie oder Herrschaftssystem erkannt wird, sondern sozial größtenteils akzeptiert und unhinterfragt bleibt. Bereits Rich benutzt den Begriff der Ideologie in Bezug auf das, was ich in dieser Arbeit Heteronormativität nenne (Rich 1980, S. 638–645). Der Literaturwissenschaftler Andreas Kraß problematisiert, dass Heteronormativität auch in der Wissenschaft nur selten als Ideologie erkannt und analysiert wird (Kraß 2011, S. 136–137). Die Geschlechterforscherin Jane Ward (2020) beschäftigt sich in ihrer Monografie »The Tragedy of Heterosexuality« mit Heterosexualität – und damit auch Heteronormativität – als Ideologie; ebenfalls leider ohne dies entsprechend als Ideologie zu rahmen oder zu theoretisieren. Trotzdem lässt sich als Anschluss an Ward Heteronormativität als Ideologie fassen: Sie analysiert kleinteilig, mit welchen sozialen Praktiken, Identitäten und Beziehungen Heterosexualität reproduziert und aufrechterhalten wird, obwohl Heterosexualität für Männer und Frauen vor allem eine Quelle von Frustration, Abneigung und Gewalt ist. Im Zentrum von Wards Analyse steht dabei die von ihr bezeichnete Propaganda, die heterosexuelle Personen zur Heterosexualität erziehen soll, z. B. Beziehungsselbsthilfebücher wie »Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus« von John Gray (Ward 2020, S. 66–72). Ward schreibt über Heteronormativität:

»Heteronormativity is not a neutral cultural formation organized around a natural, freely occurring sexual preference but an obligatory system structuring many of the world's societies, a system« that has to be imposed, managed, organized, propagandized, and maintained by force« (Ward 2020, S. 145).

26 Die Dimensionen, die sich nach Young eher auf ökonomische Ungleichheit und materielle Diskriminierung beziehen, werden hier nicht ausgeführt.

Ich verstehe Ideologie in dieser Arbeit auf zweifache Weise als Sicherheitsnetz für Heteronormativität: Zum einen umspannt heteronormative Ideologie alle Dimensionen und Herrschaftstechniken von Heteronormativität und verwebt sie miteinander, zum anderen sichert sie Heteronormativität als Marginalisierungsstruktur ab und legitimiert die Marginalisierung queerer Menschen.

2.5.3 Othering

Othering – häufig als *Veränderung* übersetzt – als marginalisierende Machttechnik speist sich aus der Unterschiedlichkeit von Menschen. Unterschiede wie verschiedene sexuelle Orientierungen werden in einem marginalisierenden System mit Bedeutung und Bewertung aufgeladen und »damit zu relevanten Merkmalen und zum potentiellen Makel. Dieser definiert schließlich die Merkmalsträger*innen ganz und macht diese nicht nur zu *anderen*, sondern zu Fremden« (Rinnert 2020, S. 11 [HiO]). Othering unterstützt damit nicht nur die Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremden, es bringt beide Gruppen auch diskursiv hervor und reproduziert sie (Reuter 2002, S. 146). Auch Young beschreibt Othering (bei ihr »cultural imperialism« genannt) und die damit einhergehende Universalisierung der Erfahrungen der privilegierten Gruppe: »To experience cultural imperialism means to experience how the dominant meanings of a society render the particular perspective of one's own group invisible at the same time as they stereotype one's group and mark it as the Other« (Young 1990, S. 58–59). Wenn sich allerdings Sichtbarkeitsregime, so wie aktuell in Bezug auf sexuelle, romantische und geschlechtliche Vielfalt, verändern, (s. u.) bleibt Othering als Machttechnik erhalten:

»An encounter with other groups, however can challenge the dominant group's claim to universality. The dominant group reinforces its position by bringing the other groups under the measure of its dominant norms. Consequently, the difference of [...] homosexuals from heterosexuals [...] becomes reconstructed largely as deviance and inferiority« (Young 1990, S. 59).

2.5.4 Definitionsmacht

Als eine Folge von Othering beschreibt Young auch, inwiefern die privilegierte Gruppe Definitionsmacht über marginalisierte Gruppen ausübt:

»When the dominant culture defines some groups as different, as the Other, the members of those groups are imprisoned in their bodies. Dominant discourse defines them in terms of bodily characteristics, and constructs those bodies as ugly, dirty, defiled, impure, contaminated, or sick« (Young 1990, S. 123).

Diese aus der wissenschaftlichen Diskussion des 19. und 20. Jahrhunderts stammende normierende Sichtweisen auf die Körper von marginalisierten Personen legitimiert wiederum Othering und Gewalt gegen sie (Young 1990, S. 124–125).

2.5.5 Unsichtbarkeit und Unsichtbarmachung

Während in der akademischen und aktivistischen Literatur häufig eine gesellschaftliche Unsichtbarkeit von queeren Existenzweisen konstatiert wird (vgl. Mayrhofer 2022; Osterkamp und Wunsch 2022), wird dieser Begriff nicht weiter definiert oder analytisch ausgearbeitet. Während *Unsichtbarkeit* als Begriff auf fehlende Repräsentanz z. B. von queeren Menschen in den Medien hinweist, beschreibt *Unsichtbarmachung* einen aktiven Ausschluss von Wissen über und Repräsentation einer spezifischen Gruppe.

2.5.6 (Ent-)Sexualisierung

In Anlehnung an die Philosophin Martha Nussbaum (2000, S. 213–239) bezeichne ich mit Sexualisierung eine Form von Machtausübung, bei der Personen sexualisiert werden, wenn sie eigentlich nicht in einem sexuellen Kontext stehen, d. h. sie werden zu sexuellen Objekten degradiert bzw. einem sexualisierten Blick auf sie ausgesetzt. Frauen, insbesondere queere Frauen, aber auch queere cis Männer werden häufig sexualisiert. Dagegen werden andere Personengruppen, wie bspw. trans Männer in der Regel entsexualisiert, d. h. ihnen wird eine eigenständige Sexualität abgesprochen.

2.5.7 Problematisierung

Der Begriff der Problematisierung wird unterschiedlich genutzt. Ich beziehe mich hier zum einen auf Michel Foucault und zum anderen auf aktuelle Ausarbeitungen der Geschlechterforscherin Dörte Negal. Foucault versteht unter Problematisierung einen Prozess, der analysiert werden kann, um herauszufinden »[w]ie und warum bestimmte Dinge (Verhalten, Erscheinungen, Prozesse) zum Problem wurden« (Foucault 1996, S. 178). Zentral bei Problematisierungen ist in Foucaults Verständnis nicht nur, dass etwas als Problem angesehen wird, sondern auch, dass nach Lösungen oder Ursachen gesucht wird (Foucault 2005, S. 751). Ulrike Klöppel führt dieses Konzept von Foucault am Beispiel der medizinischen Behandlung von Intersexualität aus:

»Mit dem Konzept der Problematisierung verbindet sich die Einsicht, dass kein Körper allein aufgrund seiner differenten Beschaffenheit prädestiniert dazu ist, Verunsicherung und Probleme auszulösen. Erst im Vergleich mit normativen Er-

wartungen, die im Laufe der Geschichte durch unterschiedliche Diskurse und Ordnungen des Sichtbaren geformt worden sind, können Körper als uneindeutig und als Problem erscheinen« (Klöppel 2010, S. 258; vgl. auch Scheunemann 2018).

Für Negal handelt es sich bei Problematisierung immer um eine Form der Kollektivierung. Sie versteht unter einem problematisierten Kollektiv eine »soziale Gruppe, deren Zugehörige durch Fremdzuschreibungen als problematisch kategorisiert sind. Sie sind durch einen prekären Status gekennzeichnet« (Negal 2019, S. 2). Wenn eine soziale Gruppe problematisiert wird, werden ihre (vermeintlichen) Merkmale überbetont und moralisch abgewertet (Negal 2019, S. 4–5). Diese Gruppe wird also zum konstitutiven Außen für ein bedingt definierbares Inneres (vgl. *Othering*).

2.5.8 Normierung und Disziplinierung

Ich beziehe mich in der Verwendung der Begriffe Normierung (bzw. bei Foucault Normalisierungstechniken genannt) und Disziplinierung auf Michel Foucault. Lorenz und Ruffing fassen Foucaults Konzeption von Normierung folgendermaßen zusammen: »Der im 19. Jahrhundert entstehenden Normalisierungsmacht geht es um die Beobachtung, Therapierung und Kontrolle von *unter Umständen* gefährlichen Individuen« (Lorenz und Ruffing 2012, S. 40 [HiO]). Mithilfe von subtilen Zwangsmechanismen (Foucault 1994 [1975], S. 269), d. h. Normierungstechniken, werden Individuen, die einer Norm nicht entsprechen, (wieder) in Normen eingefügt und kontrollierbar gemacht (Lorenz und Ruffing 2012, S. 41). Disziplinierung meint bei Foucault so etwas wie *Erziehung*, d. h. es geht um Maßnahmen, die nicht-normative und abweichende Individuen (wie Straftäter*innen) umerziehen und ändern sollen, um sie wieder in Normen einfügen zu können. Normierung und Disziplinierung erfolgen anhand kleiner Strafmechanismen, wie z. B. Demütigungen und Beschämung (Foucault 1994 [1975], S. 230), die »die das Ordnen menschlicher Vielfältigkeiten sicherstellen sollen« (Foucault 1994 [1975], S. 279–280).

2.5.9 Hervorbringung von sexuellen, romantischen und geschlechtlichen Existenzweisen

Es ist an dieser Stelle wichtig festzuhalten, dass heteronormative Macht mit Foucault gedacht nicht nur repressiv wirkt, sondern auch produktiv. Damit meint Foucault, dass über Machttechniken wie z. B. Problematisierung sexuelle, romantische und geschlechtliche Existenzweisen erst hervorgebracht werden. Er zeigt, dass im viktorianischen Zeitalter Sexualität gerade nicht unterdrückt war, sondern dass sich Medizin und Psychiatrie mit analytischer Lust und »mit dem Eifer des Insekten-sammlers auf die sexuellen Praktiken, ihre Varianten und ihre ganze Verschieden-

artigkeit« stürzten (Foucault 1978a, S. 97). Weil die Medizin Teil eines Apparates der Überwachung und Kontrolle von Sexualität wurde und die medizinische und psychiatrische Analyse von sexuellen Verhaltensweisen, ihren Determinationen und Wirkungen eine so wichtige Bedeutung erhielt (Foucault 2014 [1976], S. 32–36), traten queere Menschen das erste Mal diskursiv in Erscheinung. Menschen, die Normen zu Sexualität nicht entsprechen, wurden immer noch stigmatisiert (spezifisch: medikalisiert), aber: »man hört[e] sie an« (Foucault 2014 [1976], S. 43). Sie wurden zur Folie, von der sich normative Sexualität abgrenzend definiert, wie z. B. die Figur »des Homosexuellen«²⁷, der im 19. Jahrhundert

»zu einer Persönlichkeit geworden [ist], die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besetzt. [...] Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies« (Foucault 2014 [1976], S. 47).

Der Soziologe Stefan Hirschauer nimmt eine ähnliche Perspektive ein: Für ihn wird *Transsexualität* durch die Medizin erst hervorgebracht und kontrolliert (Hirschauer 1999, S. 351–352).

2.6 Ebenen und Texturen von Heteronormativität

2.6.1 Ebenen

Für meine Analyse schlage ich vor, Heteronormativität auf drei verschiedenen Ebenen zu konzipieren und zu untersuchen: Die Mikro-, die Meso- und die Makroebene. Dabei schließe ich an Gudrun-Axeli Knapps (1995, S. 295–296) Modell zur Analyse des Geschlechterverhältnisses an²⁸. Die Mikroebene, bei Knapp auch die Ebene der Interaktionen genannt, beschreibt alltägliche Interaktionen bzw. die Ebene der »räumlich und zeitlich begrenzte[n] Verhaltensweisen und Interaktionen« (Weymann 2020, S. 172). Diese sind durch subjektive Motive, Interessen sowie verobjektivierte Handlungs- und Deutungskontexte (Knapp 1995, S. 296) geprägt. Als Mesoebene konzipiere ich für diese Arbeit die Ebene der Institutionen. Jene bestehen aus »routinierten Verhaltensmustern und Rollenbeziehungen, die ihrer besonderen internen Arbeitsteilung und äußeren Funktion entsprechen« (Weymann 2020, S. 193). Institutionen, wie das Gesundheitssystem sind nach Knapp

27 Hier scheint es bei Foucault ausschließlich um männliche Homosexualität zu gehen, weswegen ich Formulierungen im generischen Maskulinum wähle.

28 Knapps (1995, S. 295–296) Modell umfasst fünf Ebenen, ich spare für meine Analyse die *Symbolische Ordnung* und die *Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses* aus.

(1995, S. 295–296) »Trägergruppen ökonomischer und politischer Macht, [sowie] Regelungsmechanismen der Machtdistribution«. Die Makroebene (bzw. bei Knapp (1995, S. 295) die Ebene der Herrschaftssysteme) bezeichnet die Ebene umfassender sozialer Systeme, deren Strukturen und langfristige Dynamiken (Giddens et al. 2009, S. 50; Weymann 2020, S. 172). Diese Ebenen sind selbstverständlich nicht unabhängig voneinander, sondern beeinflussen und stützen sich gegenseitig. So ist z. B. die Analyse der Makroebene die Voraussetzung, um »den institutionellen Hintergrund des sozialen Lebens zu verstehen« (Giddens et al. 2009, S. 50).

2.6.2 Texturen

Unter Texturen von Heteronormativität fasse ich für diese Arbeit verschiedene Materialisierungen, die Heteronormativität annimmt. Dabei beziehe mich auf Butlers Verständnis von Foucaults Werk: »Daß Materie immer etwas zu Materie Gewordenes ist, muß [...] mit Bezug auf die produktiven und eben auch materialisierenden Effekte von regulierender Macht im Foucaultschen Sinne gedacht werden« (Butler 1995, S. 32). Die Texturen von Heteronormativität lassen sich so als Effekte der Herrschaftstechniken fassen. Mit dem Begriff der Texturen bzw. Materialisierungen binde ich in die Analyse ein, dass auch nicht-menschliche Materialitäten, die durch diskursive Praxen hervorgebracht werden, aktiv an der Konstitution der sozialen Welt teilhaben (Hamburg 2018, S. 232; Hoppe 2020, S. 2). Unter Texturen von Heteronormativität fallen damit bspw. (niedergeschriebene bzw. informelle) Behandlungsrichtlinien, Dokumente oder Einrichtungen von Wartezimmern.

2.7 Entwicklung zur Postheteronormativität?

Seit den ersten Überlegungen zu Heteronormativität in den 1970er bis -90er Jahren hat sich im Bereich sexueller, romantischer und geschlechtlicher Vielfalt viel verändert, insbesondere in gesellschaftlicher und juristischer Hinsicht. So wurde 2017 in Deutschland und 2022 in der Schweiz die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet, 2019 wurden in Deutschland Konversionstherapien bei Minderjährigen verboten (in der Schweiz ist ein solches Verbot in Vorbereitung) und seit 2022 erleichtert ein Selbstbestimmungsgesetz in der Schweiz trans Person die rechtliche Änderung von Geschlechtseintrag und Vornamen, in Deutschland wurde ein ähnliches Gesetz 2024 eingeführt. Diskriminierungen gegen queere Menschen werden also aktuell aufgehoben und unter Strafe gestellt. Dabei kommt nun die Frage auf, ob »Heteronormativität verschwinde oder zumindest abgeschwächt oder flexibilisiert« (Woltersdorff 2019, S. 327) wird. Haben wir es angesichts dieser Entwicklungen mit einer neuen Form von Heteronormativität zu tun? Oder leben wir gar in einer postheteronormativen Welt?

Einigkeit besteht unter Forscher*innen, dass sich Heteronormativität in einer Umbruchsphase befindet, wobei sich einige Aspekte modernisieren und ändern, und andere persistieren (Maihofer 2014; Nay 2017; Woltersdorff 2019). Das bedeutet: Wir haben es mit einer Gleichzeitigkeit von rigider Normativität und flexibler Normalisierung (Engel 2002, S. 72–76) zu tun, in deren Wechselwirkungen neue Ein- und Ausschlüsse produziert werden. Yv Nay differenziert in Anlehnung an Philosoph*in und Queer-Theoretiker*in Antke Engel zwischen Normalisierung und Normativität: Während (Hetero-)Normativität das Persistierende, das Rigide bezeichnet, werden Prozesse des Wandels, der Flexibilisierung als Heteronormalisierung bezeichnet – womit auch produktive Machtformen, d. h. Widerständigkeiten und Subjektivierungsweisen Marginalisierter in den Blick geraten können (Nay 2017, S. 287–291). Damit wird ein Verständnis von Heteronormativität möglich, nicht mehr nur als »transhistorische, universell wirksame und dichotom konzipierte Norm, sondern als dynamisches, veränderliches Normengefüge« (Nay 2017, S. 290). Diese flexible Heteronormativität wird u. a. von Florian Cristobal Klenk als »Post-Heteronormativität« bezeichnet:

»Äquivalent zu vergleichbaren Begriffen, wie etwa dem der Postkolonialität, steht Post-Heteronormativität weder für die Überwindung der heteronormativen Dominanzordnung noch für deren lineare Fortsetzung, sondern verweist auf geschlechtlich-sexuelle Dynamisierungsprozesse innerhalb eines umkämpften Terrains der Normativität und Normalität, die zwischen Erosion, Flexibilisierung, Restauration und (Wieder-)Verwertung geschlechtlicher und sexueller Differenz oszillieren« (Klenk 2023, S. 22).

Auch wenn ich mich dieser Deutung von Heteronormativität anschließe, werde ich den Begriff der Post-Heteronormativität in dieser Arbeit nicht verwenden – einerseits scheint mir dieses Verständnis im Begriff der Heteronormativität bereits angelegt und daher nicht weiter notwendig, sichtbar zu machen. Andererseits impliziert die Verwendung der Vorsilbe »Post-« m. E. einen Bruch (wie bei Postkolonialismus o. ä.), den es so bei Heteronormativität nicht gab.

Die Geschlechterforscher*innen Sabine Hark und Mike Laufenberg beschreiben eine »Heteronormalisierung nicht-heterosexueller Lebensformen« (Hark und Laufenberg 2013, S. 233) und beziehen sich damit auf den Erfolg politischer Strategien, die eine Angleichung queerer Menschen an heteronormative Vorgaben zum Ziel haben. Sie betonen aber auch, dass z. B. die oberflächliche Einschließung von schwulen Männern in Diversity-Politiken von großen Unternehmen nicht bedeutet, dass wir uns in einem »goldene[...]n Zeitalter« (Hark und Laufenberg 2013, S. 240) für queere Menschen befinden. Stattdessen wird trotz einer partiellen Inklusion queerer Personen in den gesellschaftlichen Mainstream heteronormative

Dominanz nicht aufgegeben (Hark und Laufenberg 2013, S. 229–230). Heteronormativität erweise sich daher als

»ein dynamisches Prinzip, das in gesellschaftliche Transformationsprozesse eingelassen ist. Der hegemoniale Charakter sowie die Beständigkeit von Heteronormativität wird dabei gerade dadurch gesichert, dass solche Entwicklungen und Ereignisse, die ihre doxische Existenz in Frage zu stellen oder gar potenziell zu unterminieren vermögen, inkorporiert werden« (Hark und Laufenberg 2013, S. 233).

Forscher*innen beobachten außerdem, dass die Anerkennung sexueller, romantischer und geschlechtlicher Vielfalt vermehrt in Frage gestellt wird und Akteur*innen, die Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit hinterfragen und kritisch untersuchen oder sich für sexuelle, romantische und geschlechtliche Vielfalt einsetzen, abgewertet und bedroht werden (Engelmann 2019; Gössl 2022).

